



Die «Coco Chanel des Schweizer Journalismus»: Mabel Zuppinger um 1957 in der annabelle-Redaktion

Foto: Privat/Ortsmuseum Rüschlikon

80 Jahre
annabelle

Danke, Claudine!

Mabel Zuppinger war die erste Frau auf dem Chefsessel der annabelle-Redaktion. Unter dem Pseudonym Claudine hat sie die Zeitschrift zur «Freundin aller Frauen» gemacht – mit klugen Ratschlägen und auch mal subversiven Zwischentönen.

Text: René Lüchinger

... sie verströmt Chanel 5, das Parfüm von Welt für die Dame mit Ruf. Trägt oft Kaschmirpullover, farblich assortiert zur Hose aus Flanell – dies, als die Frau, die dem Manne gefallen will, noch Röcke spazieren zu führen pflegt. Und noch im Herbst ihres Lebens kurvt sie in ihrem voluminösen Mercedes durch die Strassen Zürichs. Wenn sie raucht, tut sie dies mit dem eleganten, langstieligen Zigarettenhalter, und wenn sie spricht, ertönt eine Stimme mit unvergesslich tiefem Timbre. Das ist Mabel Zuppinger (1897–1978), ein Gesamtkunstwerk. Für Zeitgenossen und Nachgeborene die «Coco Chanel des Schweizer Journalismus». In jedem Falle aber das Ebenbild einer emanzipierten Frau zu einer Zeit, als die moderne, linke Frauenbewegung in der Schweiz noch so fern war wie das Frauenstimmrecht. Der Weg dorthin ist freilich auch für Mabel Zuppinger ein langer gewesen. Es ist dies ein Stück über die persönliche Emanzipationsgeschichte dieser Frau in der männerdominierten Berufswelt der Kriegs- und Nachkriegsjahre in drei Akten:

Akt I: Am Anfang waren Männer

«Sie brauchen jemanden für die Frauenseite!» Diesen Satz aus dem Munde eines Mannes bekommt der Luzerner Patrizier Karl von Schuhmacher zu hören, als er im Herbst 1933 die «Weltwoche» nach dem Vorbild französischer Intellektuellenblätter auf den Schweizer Markt werfen will. Und dann gibt es da in Schumachers Umfeld noch diesen arg belesenen promovierten Anwalt namens Alfons Zuppinger, der wiederum eine Frau hat namens Mabel, die aus dem Österreichischen stammt, ähnlich belesen ist wie ihr Gatte und noch dazu sprachgewandt und ausgestattet mit grossem Interesse am Thema Mode. Ob sie Lust hätte, die Frauenseite zu übernehmen? Sie müsste schreiben über Mode, Küche und ähnlich weibliche Dinge mehr, lässt Schuhmacher Mabel Zuppinger wissen.

Diese ziert sich ein bisschen. Scheut sich aus Angst vor dem Versagen. Ausser seitenweise Tagebücher hat sie bis in ihr vierzigstes Lebensjahr hinein noch nichts zu Papier gebracht, geschweige denn Druckbares produziert. Und doch verspürt sie einen gewissen Reiz – der «Operation Frauenseite» nähert sie sich jedenfalls mit der nötigen Umsicht. Zunächst, sagt sie sich, benötigt sie einen «Nom de plume», ein Pseudonym. Geht die Sache mit dem Schreiben schief, will sie ihren anwaltschaftlich tätigen Gatten nicht kompromittieren. «Claudine» soll dies verhindern – ausgeliehen aus den gleichnamigen Romanen, welche die französische Schriftstellerin Sidonie-Gabrielle Claudine Colette zu Anfang des Jahrhunderts geschrieben hatte – publiziert wurden sie allerdings unter «Willy», dem Pseudonym von Colettes Mann Henry Gauthier-Villars.

Dann kauft sich Mabel Zuppinger stapelweise weisses Papier, das sich in die Schreibmaschine einspannen lässt – dort soll nun erstmals Druckbares entstehen. Nach drei Wochen will sie das entstandene Elaborat zerreißen – ihr Gatte grätscht glücklicherweise zwischen Schreibmaschine und Papierkorb: andernfalls wäre diese journalistische Karriere beendet gewesen, bevor sie angefangen hatte.

So aber gelangt das Stück auf den Schreibtisch von Karl von Schuhmacher. Der findet das Erstlingswerk der Claudine recht hübsch, wie es heisst, korrigiert hier ein bisschen, setzt dort ein paar Kommas, und als dann am 17. November 1933 die erste «Weltwoche» gedruckt ist, ist dort doch tatsächlich auch Claudine drin mit einem Stück über «Die Silhouette des Nachmittags». Nach aussen freilich bleibt die Frau hinter dem Pseudonym unsichtbar – das Impressum der ersten «Weltwoche» zieren drei Männer und keine Frau.

Akt 2: Weiblich ist vorerst nur der Name

In der zweiten Hälfte der 1930er-Jahre gibt es im «Weltwoche»-Verlag Pläne, eine zweite Publikation auf den Markt zu werfen. Wieder sind die geistigen Urheber männlich, die Vorbilder französisch: die Chefs der «Weltwoche» wollen eine «Femina» oder «Marie Claire» für die Schweiz, ein Blatt «für die elegante Frau», welches Inserenten anspricht und damit das finanzielle Risiko der politisch ausgerichteten «Weltwoche» minimieren würde. Und dann ist da ja auch Claudine, die ihre Frauenseite in der «Weltwoche» mit allerhand Weiblichem bespielt und schreibt über «Das Cocktailkleid», «Modisches für Schnee und Eis» oder auch über die «Kosmetik des Alltags». All das gehört schliesslich auch in die geplante annabelle.

Mabel Zuppinger hat einmal über die Geburt der Frauenzeitschrift geschrieben: «Wie es angefangen hat? Nun recht eigentlich über meinen Kopf hinweg. Es wurde eben plötzlich beschlossen, eine frauliche Monatszeitschrift zu gründen – und zwar waren bei diesem Beschluss hauptsächlich Männer im Spiel. Sie dekretierten auch fröhlich weiter, ich hätte als Claudine in der Hauptsache zu schreiben, das sei ja meine Force, und daher müsse jemand anders die Redaktion übernehmen. Mir war das recht. Wie sollte es nicht – ich bin im Allgemeinen ein fügsames Wesen.»

So kommt heraus, was wohl herauskommen muss: annabelle, obwohl als Frauenzeitschrift gedacht, ist eine Art Zwitter, nicht Fisch, nicht Vogel, der sich nicht schlecht, aber auch nicht recht durchs Leben schlägt. Ein Magazin, das sich zu gleichen Teilen an die Frauen wie an die Männer wenden will. Der Mode wird ein geradezu winziger Platz eingeräumt, Küche ist immerhin auch etwas für Männer, und als Objekt journalistischer Neugier tauchen längst verstorbene Kaiserinnen und leicht verstaubte Vamps auf. Wo aber bleiben die unternehmenden Frauen der Gegenwart, die doch viel mehr zu sagen hätten? Diese Kritik an der ersten annabelle vom 1. März 1938 übt nicht etwa ein Medienjournalist von seinem geschützten Hochsitz herab. Sondern Mabel Zuppinger alias Claudine.

“Jetzt hatte ich freies
Spiel, jetzt konnte
ich endlich eine annabelle
machen nach meiner
Herzenslust! Etwas Ganzes
und für Frauen”

Mabel Zuppinger

Wie recht sie hat. annabelle in der Anfangszeit ist ein Frauenmagazin, wie sich Männer Frauenmagazine vorstellen. Da gibt es dann die «Annabelle-Gymnastik: schlank, jung, gesund – drei Zauberworte und doch keine Hexerei». Dass Gymnastik jung macht, ist wohl mehr männliche Fantasie denn Realität. Und welche Frau hätte auf dem ersten Cover eine Geschlechtsgenossin gezeigt, die den Finger auf ihre Lippen legt, so als wollte sie sich und allen Leserinnen verbieten, die Stimme zu erheben? Auch diese visuelle Inszenierung ist, wie wohl rückblickend vielseitig interpretierbar, von Männerhirnen erdacht worden.

Akt 3: Claudine erobert sich ihre annabelle

Es ist, als hätte sich Mabel Zuppinger, «im Allgemeinen ein fügsames Wesen», dieser annabelle verweigert. Vorerst zumindest. Ein erster Beitrag von ihr erscheint im Blatt für Frauen erst nach sechs Monaten – ein Text über die «Revision des Wäscheschranks». Das liest kein Mann. Ein Ausrufezeichen, dass Claudine nun die virile Phalanx in ihrem Blatte mit dem Langmut der Frau aufweichen will, bis sie bricht? Einmal schreibt sie in einem Artikel: «Es ist immer ein beglückendes Gefühl, einer klugen Frau zu begegnen. Ich sagte absichtlich weder intelligent noch geschickt, sondern wähle das Wort klug, weil es genau dem entspricht, was ich mir unter einer Idealfigur einer Frau vorstelle.» Ob sie da über sich selber geschrieben hat?

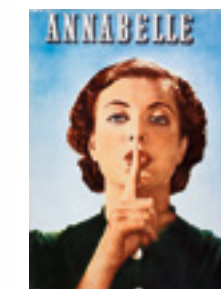
Als annabelle endlich zum Frauenblatt geworden ist, urteilt sie über diese Zeit: «Ich fühlte mich, trotz ziemlicher Überanstrengung, wie ein Hündchen, das nach vielem Knurren und Kämpfen den eroberten Knochen heimträgt. Jetzt hatte ich freies Spiel, jetzt konnte ich endlich eine annabelle machen nach meiner Herzenslust! Etwas Ganzes und für Frauen!»

Wie sie das gemacht hat? Nach Kriegsausbruch gehen die Männer in den Aktivdienst, und in die annabelle-Redaktion holt sich Mabel Zuppinger Frauen ihrer Wahl, die ihre Artikel oftmals nur mit Vornamen zeichnen. Etwa Susanne für Kosmetiktips. Kunigunde, die mit den roten Haaren. Oder Gioia, die unter diesem Pseudonym schreibt, weil ihr der angestammte Name zu bünzlig erscheint. Und diese Frauen-Redaktion macht annabelle, wie es ihr gefällt. Etwa so: In der Ausgabe Nummer 60 vom Februar 1943 zierte doch tatsächlich ein Kerl das Titelblatt – es ist ein Sonderheft über «MÄNNER».

Als die «Weltwoche»-Chefs nach dem Krieg wieder in die Redaktionsstube in Zürich zurückkehren, müssen sie etwas verwundert registriert haben, dass es bei annabelle Frauen gewesen sind, die den Laden während



Mabel Zuppinger
mit Dackel Zimba
und Pudel Wapi
daheim in Rüschtikon
am Zürichsee



Das Cover der ersten
annabelle im März 1938
– eine Aufforderung
zum Schweigen?
Oder doch vielleicht
eher die Einladung, ein
Geheimnis zu teilen?
Der Interpretations-
spielraum ist gross

Den Mantel elegant
über die Schultern
geworfen: Auch in
Sachen Stil war
Mabel Zuppinger
ein Vorbild

ihrer kriegsbedingten Abwesenheit am Laufen gehalten haben. Sie benötigten aber noch acht grosszügige Jahre der Einkehr, bis sie auch gegen aussen dokumentieren, dass diese Zeitschrift seit geraumer Zeit ein Blatt von Frauen für Frauen ist. Im Jahre 1953 ernennen sie Mabel Zuppinger auch offiziell zu dem, was sie längst ist: Chefredaktorin von annabelle.

Später, als Mabel Zuppinger längst pensioniert ist, zeichnet sie einen Plan über den perfekten Garten. Als wäre das ein Bebauungsplan für Blumen, sind dort die Beete ausgesteckt: Anemonen, Nelken oder Tulpen und immer wieder Rosen. Irgendwo neben einer Pappel steht: «dreimal Kompost.»

Vielleicht ist das aber nur ein letztes subversives Vermächtnis der Mabel Zuppinger an ihre oftmals männlichen Nachfolger in der Chefredaktion ihrer geliebten annabelle. Die perfekte Blaupause nämlich für die Zusammensetzung einer Redaktion einer Frauenzeitschrift. Diese benötigt schliesslich ganz unterschiedliche Duftmarken. Und Blumen sind weiblich. •

René Lüchinger (59) ist Journalist, ehemaliger
Chefredaktor von «Facts», «Bilanz» und «Blick» sowie
Autor zahlreicher Sachbücher

Fotos: Privat/Ortemuseum Rüschtikon (2), Archiv annabelle (1)



**Die Coco Chanel
des Journalismus**
**Podiumsgespräch über
Mabel Zuppinger und
80 Jahre annabelle mit
unserer Chefredaktorin
Silvia Binggeli und
der Publizistin und
NZZ-Autorin Daniele
Muscionico, moderiert
von René Lüchinger.**
**Donnerstag, 6. 9.,
19.30 Uhr, Hotel Belvoir,
Säumerstrasse 37,
Rüschtikon. Eintritt frei.**
**Ausstellung zum 80-Jahr-
Jubiläum von annabelle
im Ortsmuseum Rüschtikon ZH, bis November.**

rueschlikon.ch

Von Frauen für Frauen

Was mediale Frauenpower bewirken kann, zeigte jüngst #MeToo. Doch schon die Pionierinnen der feministischen Publizistik wussten, dass sie das Heft selbst in die Hand nehmen mussten, wenn aus der Emanzipation etwas werden sollte. Die Sprachforscherin Juliane Schröter porträtiert drei frühe Frauenzeitschriften und ihre kühnen Herausgeberinnen.

Text: JULIANE SCHRÖTER

Marianne Ehrmann und «Amaliens Erholungsstunden» (gegründet 1790)

«Nur nicht zu frühe gelacht, ihr Herrn der Schöpfung! – Ich kenne (...) mein Geschlecht besser, es fehlt ihm nicht an gutem Willen, alles das zu werden, was es seyn könnte (...), aber nur an Gelegenheit.» Eine solche Gelegenheit wollte Marianne Ehrmann ihren Geschlechts-genossinnen mit «Amaliens Erholungsstunden» geben. Die Zeitschrift gehört zu den ältesten Frauenzeitschriften im deutschsprachigen Raum. Sie war eine der ersten, die von einer Frau herausgegeben wurden. «Amaliens Erholungsstunden» sollte Frauen «unterhalten» und «belehren», wie Marianne Ehrmann in ihrem ersten Artikel schrieb. Sie sollte Spass machen, aber auch bilden und intellektuell anregen.

Als sie 1790 ihre Zeitschrift herausbrachte, zählte sie zu den ganz wenigen erfolgreichen Autorinnen der Zeit. Sie war knapp 35 Jahre alt und hatte ein dramatisches Leben hinter sich: 1755 wurde sie in die Rapperswiler Kaufmannsfamilie Brentano geboren. Nachdem ihre Eltern erst verarmt und dann verstorben waren, verheiratete sie sich früh mit einem Offizier, der sich jedoch als Alkoholiker und Spieler entpuppte. Die Ehe sei «eine der unglücklichsten auf Gotteserboden» gewesen. Ihr Mann schlug sie so sehr, dass sie ihr Baby tot zur Welt brachte. Er tauchte schliesslich wegen seiner Spielschulden unter, sie liess sich scheiden – und war damit nicht nur finanziell, sondern auch gesellschaftlich ruiniert.

Die Liebe sei eine «gefährliche Sache», schrieb sie später in ihrer Zeitschrift, «besonders weil es Jünglinge giebt, die (...) an einem Mädchen nur den Körper lieben und ihre Schwachheit zu benützen suchen, um sie zu entehren». Mit solchen Worten und mit vielen Geschichten warnte Marianne Ehrmann ihre Leserinnen immer wieder vor Männern, die Frauen nur rumkriegen wollen. Vorerst jedoch schlug sie sich als Schauspielerin durch. Parallel dazu begann sie zu schreiben: «mehr Noth als Neigung» habe sie «zur Schriftstellerin»

Das Titelblatt von «Amaliens Erholungsstunden». Unten: Das einzige gesicherte Porträt von Marianne Ehrmann, der «Verfasserin der Philosophie eines Weibs»



werden lassen, urteilte sie darüber in einem Brief. Einen ihrer Rezensenten wollte sie persönlich kennenlernen – und verliebte sich prompt in ihn. Der sieben Jahre jüngere Jurist und Schriftsteller Theophil Friedrich Ehrmann wurde ihr zweiter Ehemann.

Nachdem mehrere Zeitschriftenprojekte von Theophil nicht den gewünschten Erfolg gebracht hatten, lancierte sie zusammen mit ihm die Frauenzeitschrift «Amaliens Erholungsstunden». In den monatlich erscheinenden Ausgaben der Zeitschrift findet man zum Beispiel Erzählungen, Dialoge, Briefe, Abhandlungen, Gedichte, Anekdoten, Rezensionen und Übersichten über aktuelle geschichtsträchtige Ereignisse. Auch «Modenachrichten» gab es immer wieder, die allerdings durchaus kritisch ausfallen konnten – die Leserinnen sollten ja nicht zu Fashionvictims werden. Filigrane Kupferstiche und musikalische Notenbeilagen lockerten die Texte auf. Marianne Ehrmann traf damit den Geschmack ihres Zielpublikums: Die Zeitschrift hatte eine Auflage von etwa tausend Stück. Damit war sie nach den damaligen Massstäben ein Hit. Der renommierte Verlag Cotta – heute Klett-Cotta – übernahm das Blatt und garantierte dem Paar ein festes Gehalt. Trotzdem bedeutete die Zeitschrift auch weiterhin viel Stress. Vor allem anfangs schrieben die beiden sehr viele Artikel selbst – jeden Monat fast hundert Seiten. Zeit für sich kann Marianne Ehrmann kaum geblieben sein.

So überrascht es nicht, dass von ihr fast keine Bilder überliefert sind. «Dunkle Haare und Augen, Nase nicht zu gross, Kinn ausgeprägt. (...) Ihr Gesicht hat eine gesunde Farbe, ist nicht schön, aber ansprechend, die Augen funkeln», so beschreibt die Autorin Therese Bichsel Marianne Ehrmann in ihrer fiktionalisierten Biografie «Ihr Herz braucht einen Mann» von 2006. Das einzige überlieferte Bild, das mit Sicherheit sie darstellt, ist ein Schattenriss. Er zeigt ein Profil mit vollen Lippen, energischem Kinn und einem grossen Hut, auf dem riesige Federn wie Antennen vorwärtzig in die Luft ragen.

Vorwärtzig war auch ihre Schreibe. In ihrer Zeitschrift ging sie mit den Männern hart ins Gericht: Die meisten von ihnen «sind zufrieden, wenn ihre Weiber sich im Denken nicht von der Magd unterscheiden», «wenn sie (...) in der Denkungsart die niedrigsten Schwachköpfe und in den Sitten die pöbelhaftesten Geschöpfe sind!» Sie kritisierte Männer dafür, dass sie Frauen

“Die Liebe ist eine gefährliche Sache, besonders weil es Jünglinge giebt, die an einem Mädchen nur den Körper lieben”

Marianne Ehrmann (1755–1795)

kleinhielten, ihre Entwicklung zu selbst denkenden Menschen verhinderten. Sie sparte aber auch nicht mit Vorwürfen an Frauen: Gar zu oft seien sie oberflächlich, eitel, ständig am Lästern, nur auf Spass und vor allem auf Männer aus. Offenbar wollte sie ihre Leserinnen damit zur Selbstoptimierung motivieren.

Als Ideal schwebten ihr vernünftige, reflektierte, pflichtbewusste und bescheidene Frauen vor – ganz im Sinne der Aufklärung. So schrieb sie «Ueber die Haushaltungskunst», dass auch die Haushaltsarbeit auf «Vernunft, Nachdenken und Ueberlegung» beruhen sollte. In einem anderen Artikel legte sie einen «Entwurf einer Töcherschule» vor, einer Mädchenschule also. Und immer wieder stellte sie in sogenannten «Karakterschilderungen» negative Menschentypen vor, etwa die «Kokette» oder die «Schwägerin». Aus heutiger Sicht ist das alles ziemlich moralisch, für das 18. Jahrhundert jedoch ganz typisch.

Typisch für die Zeit ist auch, dass Marianne Ehrmann in ihrer Zeitschrift zum Ausdruck brachte, dass Frauen am Ende doch in erster Linie für Haushalt und Familie bestimmt seien. Das kann ein Zugeständnis ans Publikum, die Zensur, den Verlag gewesen sein. Tatsächlich gab es Streitigkeiten mit dem Verleger, weshalb sie schliesslich eine neue Zeitschrift gründen musste: «Die Einsiedlerin aus den Alpen» hiess sie. 1793 und 1794 erschien sie in Zürich. Vielleicht waren aber auch Marianne Ehrmanns persönliche Erfahrungen der Grund dafür, dass sie die gängige Aufgabenteilung zwischen Männern und Frauen nicht grundsätzlich infrage stellte. Schreiben und Publizieren waren für sie vor allem ein Mittel, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Um den Haushalt und ein Kind, das sie adoptierte, musste sie sich nebenher kümmern. So lebte sie anscheinend permanent am Rande eines Burnouts, zumindest wurde sie immer wieder krank. «Für die langsamere Erscheinung dieses und des vorigen Heftes muss ich meine geehrtesten Leserinnen um Verzeihung bitten. Eine schwere Krankheit unterbrach meine Arbeiten», entschuldigte sie sich bei ihrem Publikum.

Manchmal wünschte sie sich sicherlich ein entspanntes Familienleben ohne die permanente Zusatzbelastung durch ihren Beruf. 1793 – zwei Jahre, bevor sie in Stuttgart starb – beschrieb sie jedenfalls in der «Einsiedlerin» genau diesen Wunsch: «Wenn es mir freistünde, so wünschte ich mir doch mehr häusliche weibliche Arbeit als schriftstellerische. (...) Ich wünschte freilich, durch Schriftstellerei nützen zu können – doch wünschte ich – nicht mehr schreiben zu müssen!»



Louise Otto und die «Frauen-Zeitung» (gegründet 1849)

«In einer niedlichen Gartenlaube fanden wir die junge Dame – sie las in einem Buch, während die Hände die Stricknadel führten (...) Es stellte sich heraus, dass es ein Band von – Hegel war», so erinnerte sich ein Zeitgenosse an seine erste Begegnung mit Louise Otto. Hand- oder Hausarbeit plus Lektüre war Louise Otto von klein auf gewöhnt. Diesem besonderen Multitasking verdankte sie die aussergewöhnlichen Kenntnisse, die sie zu einer der produktivsten und einflussreichsten Schriftstellerinnen und Journalistinnen des 19. Jahrhunderts machten. Besonders einflussreich war ihre «Frauen-Zeitung», welche die erste Frauenbewegung im deutschsprachigen Raum massgeblich anregte.

Louise Otto wurde 1819 im sächsischen Meissen als Tochter eines Gerichtsdirektors geboren. Auch ihre Eltern starben früh, sie hinterliessen ihr allerdings eine

«Mitten in diesen grossen
Umwälzungen werden
sich die Frauen vergessen
sehen, wenn sie selbst an
sich zu denken vergessen!»

Louise Otto (1819–1895)



In einer Illustration in der Zeitschrift «Gartenlaube» von 1894 ist Louise Otto oben links zu sehen. Überschrift der Illustration: «Die Führerinnen der Frauenbewegung in Deutschland»

Erbschaft. 1840 verlobte sie sich ein erstes Mal, doch schon ein knappes Jahr später starb ihr Verlobter – den sie «mit der ganzen Stärke ihres Herzens geliebt hatte», wie sie in einem biografischen Abriss schrieb. Sie zog sich in die Welt der Literatur zurück und begann wenig später, regelmässig zu publizieren.

Ihre so tragisch gewonnene familiäre und finanzielle Freiheit nutzte sie zum Entsetzen ihrer Zeitgenossen auch dazu, allein durch Deutschland zu reisen. Auf ihren Reisen beobachtete sie das Elend der arbeitenden Bevölkerung, das sich ihr tief einprägte. Daraus entwickelte sich ihre feministische, demokratische und sozialreformerische politische Haltung. 1848/1849 kam es in vielen europäischen Staaten zur Revolution. Louise Otto und andere Frauen hatten gehofft, dass die revolutionären Ereignisse auch ihnen positive Veränderungen bringen würden. Doch sie wurden enttäuscht – die meisten Männer dachten nur an sich. Vor allem deshalb gründete Louise Otto 1849 ihre «Frauen-Zeitung». «Mitten in den grossen Umwälzungen, in denen wir uns alle befinden, werden sich die Frauen vergessen sehen, wenn sie selbst an sich zu denken vergessen!», schrieb sie in ihrem ersten Artikel. «Wohl auf denn, meine Schwestern, vereinigt euch mit mir!»

Die Zeitschrift war die einzige feministische und demokratische Zeitschrift dieser Jahre, die länger existierte. Louise Otto verfolgte drei Ziele mit ihr: Erstens wollte sie Frauen ein Forum zum Austausch bieten; zweitens wollte sie ihnen klarmachen, dass sie alle gemeinsam eine politische Interessensgruppe bildeten – was damals noch ein ungewohnter Gedanke war; und drittens ging es ihr um mehr Freiheiten und mehr staatsbürgerliche Rechte für Frauen und mehr Solidarität mit allen Benachteiligten. Die «Frauen-Zeitung» erschien in der Regel einmal pro Woche auf acht Seiten – dicht bedruckt und ohne Bilder, wie es damals üblich war. Die Ausgaben enthalten Kommentare, Aufrufe, Reiseberichte, Erzählungen, Briefe, Kurzrezensionen,

Kurzmeldungen und Gedichte. Unter der Überschrift «Briefkasten» erschienen zudem regelmässig SMS-artige Mitteilungen von Louise Otto an einzelne Mitarbeiterinnen und Leserinnen: «A.B. in Breslau: meinen Brief erhalten?» oder «Leipzig: warum keine Nachrichten mehr von dort?». Überhaupt war die Zeitschrift erstaunlich dialogisch. Verschiedenste weibliche Stimmen kamen zu Wort. So liefern die abgedruckten Texte ein lebensnahes Bild von all den neuen feministischen Ideen der Revolutionszeit, von den neuen Frauenvereinen, von den Plänen für weibliche Bildungseinrichtungen, aber auch von der Beteiligung von Frauen am Revolutionsgeschehen. Louise Otto selbst rief in einem Artikel über «Die Spitzenklöpplerinnen» zum Boykott von Spitzen auf, die von Arbeiterinnen unter unsäglichen Bedingungen hergestellt wurden. Unter dem Titel «Frau und Madam» wandte sie sich gegen die exklusive Anrede von Frauen aus höheren Schichten als Madame, die sie als ungerecht empfand.

Idealistisch muss Louise Otto – die als «kleine» Person mit «rosig angehauchtem Teint» beschrieben wurde – gewesen sein, mutig und unbeirrbar gegenüber ihren Gegnern. Tatsächlich wurde die «Frauen-Zeitung» so erfolgreich, dass sie als ernstzunehmende Gefahr eingestuft wurde. Als Ende 1850 in Sachsen ein Entwurf für ein neues Pressegesetz vorgelegt wurde, das nur noch Männer als Redaktoren zulies und offenbar auf Louise Otto persönlich zielte, stellte sie ihre Zeitschrift zunächst ein. 1851 konnte sie sie noch einmal herausbringen. Sie hielt durch, obwohl «Haus-suchungen, Ausweisungen, Pressprozesse usw. (...) an der Tagesordnung» waren, wie sie in ihrem biografischen Abriss festhielt.

1852 musste Louise Otto aufgeben. Ihre Ziele aber gab sie nicht auf: 1849 schon hatte sie den Schriftsteller August Peters kennengelernt. Wegen seiner Beteiligung an der Revolution blieb er sieben Jahre lang inhaftiert. Sie durfte ihn zwar nur wenige Male pro Jahr besuchen, doch die gemeinsamen politischen Ideale verbanden sie eng. Nach Augusts Freilassung, 1858, heirateten sie: «es waren die seligsten Augenblicke meines Lebens, in denen ich mich ihm (...) verlobte», schrieb sie in einem Brief. Nach Augusts Tod im Jahr 1864 und nach mehr als einem Jahrzehnt der politischen Zurückhaltung konnte Louise Otto schliesslich 1865 den «Allgemeinen Deutschen Frauenverein» mitgründen. Er gewann in nur wenigen Jahren Tausende von Mitgliedern und gilt heute als Beginn der zweiten, organisierten Frauenbewegung in Deutschland.

In ihrer autobiografisch geprägten Schrift «Frauenleben im deutschen Reich» fasste sie voller Optimismus zusammen, was sie in ihrem Leben erfahren hatte: «dass es vorwärts geht, trotz aller Hemmungen, dass möglich wird, was unmöglich schien, und aus dem Wunderbaren ein Alltägliches wird». Louise Otto starb 1895 in Leipzig.

Helene Stöcker und «Die neue Generation» (gegründet 1908)

«Schon in den allerfrühesten Kinderjahren war ich mir vollkommen klar über meine Lebensziele. Sowie ich erwachsen wäre, so dachte ich, würde ich schriftstellerisch tätig sein wollen und für die Gleichberechtigung der Geschlechter kämpfen», notierte Helene Stöcker in ihren autobiografischen Aufzeichnungen. Man glaubt es ihr. Sie gilt heute als eine der wichtigsten Feministinnen und Pazifistinnen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Ihre radikalen Ideen einer «Neuen Ethik» – einer Art Philosophie der Beziehungen – veröffentlichte sie über viele Jahre hinweg in ihrer Zeitschrift «Die neue Generation».

Ihre Biografie führte sie erstaunlich geradlinig dort hin: 1869 kam Helene Stöcker im deutschen Elberfeld (heute Wuppertal) als Tochter eines Textilfabrikanten zur Welt. Nachdem Frauen 1896 an preussischen Universitäten als Gasthörerinnen zugelassen worden waren, begann sie, als eine der ersten in Berlin zu studieren.



Feministin und Pazifistin:
Helene Stöcker
um 1915

Fotos: alkg-images (f), Die Gartenlaube (f), bpk Bildagentur (f)



«Vom Mutterschutz sind wir zum Menschenschutz vorgeschritten»: Helene Stöcker

Eine «jahrelange Sehnsucht» erfüllte sich damit für sie. Um promovieren zu können, musste sie allerdings die Universität wechseln. Sie kam in die Schweiz: 1901 legte sie in Bern mit einer kulturgeschichtlichen Dissertation das «Doctorexamen» ab. Die Atmosphäre dort fand sie gut: «Die kleinere Stadt, die kleinere Universität, liess eine grössere Vertrautheit miteinander aufkommen.»

Zurück in Berlin suchte Helene Stöcker systematisch Kontakt zu Gleichgesinnten. Mit einigen von ihnen gründete sie 1905 den Bund für Mutterschutz. Der Bund nahm innerhalb der Frauenbewegung eine radikale Position ein: Er wollte die soziale und rechtliche Lage von Müttern, vor allem von Müttern unehelicher Kinder, verbessern und er wollte den Umgang mit Sexualität grundsätzlich verändern. Der Bund organisierte Beratungsstellen und Mütterheime, er setzte sich für die Möglichkeit zur Empfängnisverhütung und Abtreibung

ein, für eine Mutterschaftsversicherung, die rechtliche Gleichstellung unehelicher Kinder, ein geschlechtergerechtes Eherecht und auch für die Straffreiheit von Homosexualität. 1933, kurz vor seinem Aus, hatte der Bund für Mutterschutz 26 Ortsgruppen. Unter seinen Mitgliedern – etwa ein Drittel von ihnen waren männlich – fanden sich auch prominente Namen wie Sigmund Freud oder Max Weber.

Die Schlüsselfigur, die prägende Gestalt und das Aushängeschild des Bundes blieb aber stets Helene Stöcker. Und weil ihr besonders die «geistige Aufklärungsarbeit» am Herzen lag, gab sie von 1905 bis 1932 die monatliche Zeitschrift des Bundes heraus, wofür sie mit der Zeit immerhin einen kleinen Lohn erhielt. In den ersten Jahren, bis Ende 1907, hiess die Zeitschrift noch «Mutterschutz». So wenig sexy der Titel, so wichtig war Sexualität im Inhalt der Zeitschrift: «Sie stellt sich (...) die Aufgabe, die Probleme der Liebe, der Ehe, der Freundschaft, der Elternschaft, der Prostitution sowie alle damit zusammenhängenden Fragen der Moral und des gesamten sexuellen Lebens nach der philosophischen, historischen, juristischen, medizinischen, sozialen und ethischen Seite zu erörtern.» So heisst es etwas umständlich im ersten Artikel der frisch gegründeten Zeitschrift. Tatsächlich war diese intellektuell anspruchsvoll. Die Hauptartikel liefen unter Titeln wie «Vom Antifeminismus», «Schmerzlinderung bei normalen Entbindungen», «Der Weg der weiblichen Erotik» oder «Die neue Frau in Frankreich». Auf solche grösseren Abhandlungen folgten Kurzrezensionen, eine Presseschau, aktuelle Nachrichten und Mitteilungen des Bundes an seine Mitglieder.

In ihren eigenen Artikeln propagierte Helene Stöcker ihre «Neue Ethik», die für viele skandalös war. Sie forderte, Sexualität nicht mehr als verwerflich, sondern als etwas Lustvolles anzusehen. Sex sollte ausserhalb von Ehe und Prostitution möglich sein, auch für Frauen. Zwei Menschen sollten sich erst in Ruhe kennenlernen und danach eine Ehe eingehen oder eine Familie gründen können, die auf körperlicher und geistig-seelischer Liebe beruhte. «Wir, die wir dem Geschlechtstrieb seine natürliche Unschuld wiedergeben wollen, wir wollen ihn eben deshalb auch immer mehr mit unserem gesamten geistigen und seelischen Leben vereinen und verschmelzen. Diese Vergeistigung und Verinnerlichung hat unsere seelisch-sinnliche Liebe zu einer so köstlichen, seltenen Wunderblume der Kultur gemacht», schrieb sie in ihrem ersten grossen Artikel.

Dass Helene Stöcker so dachte, hatte natürlich auch biografische Gründe: Sie verliebte sich während ihres Studiums heftig in den Literaturwissenschaftler

“Wir wollen nicht nur das werdende, sondern auch das blühende Leben geschützt wissen vor sinnloser Vernichtung”

Helene Stöcker (1869–1943)

Alexander Tille, der aber von ihr erwartete, dass sie sich vorrangig um ihn und seine zwei Kinder kümmerte. Nach einer schmerzlichen Trennung begann sie erst 1905 eine neue Beziehung, diesmal mit dem Juristen Bruno Springer. Die gemeinsame politische Arbeit trug ihre kinderlose Partnerschaft über Jahre hinweg, konnte aber ein tragisches Ende nicht verhindern: 1931 starb Bruno Springer, vermutlich war es ein Freitod. Eine längere Liebesbeziehung scheint Helene Stöcker danach nicht mehr gehabt zu haben. Wie ein Workaholic setzte sie sich für ihre Ziele ein: Sie schrieb Petition um Petition, hielt Vortrag nach Vortrag, reiste von Kongress zu Kongress durch die ganze Welt. Zahllose Vereinigungen gründete sie mit, etwa 1902 den Verband für Frauenstimmrecht, 1911 die Internationale Vereinigung für Mutterschutz und Sexualreform oder 1921 die Internationale der Kriegsdienstgegner. Die erhaltenen Fotografien zeigen eine sinnliche Frau mit skeptischem Blick, dezent und doch im Trend ihrer Zeit gekleidet. Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs verschob sich Helene Stöckers Fokus: Sie setzte sich zunehmend für Frieden und Gewaltlosigkeit ein. Auch «Die neue Generation» nahm sie für ihre pazifistischen Ideen in Dienst. Das hatte auch damit zu tun, dass der Bund nach und nach einige seiner wichtigsten Ziele erreichte. «Vom Mutterschutz sind wir zum Menschenschutz vorgeschritten.

Wir wollen nicht nur das werdende, sondern auch das blühende Leben geschützt wissen vor sinnloser Vernichtung», schrieb Helene Stöcker 1930.

Ihr Pazifismus machte sie von vornherein zur Gegnerin der Nationalsozialisten. Hellsichtig verliess sie Deutschland unmittelbar nach der Machtübernahme 1933 – mit bereits 63 Jahren. Ihr Exil in Zürich gab sie 1938 auf. Auch in Stockholm fühlte sie sich unsicher, sah in einem Brief nur «drei Möglichkeiten»: «Ergreifung durch die Staatspolizei, Selbstmord oder Weiterreise.» Sie wählte Letztere, reiste lange und beschwerlich über Moskau und Yokohama nach San Francisco. In den USA angekommen, hatte sie allen Besitz verloren, war schwer krank und auf fremde Unterstützung angewiesen. Doch trotz aller «Enttäuschungen», die «Leben und Menschen gebracht haben mögen», so «bin ich (...) immer noch erfüllt von einer unvernünftigen Liebe zum Leben wie zu den Menschen», schrieb Helene Stöcker noch 1939 in einem Lebenslauf. 1943 starb sie in New York. •

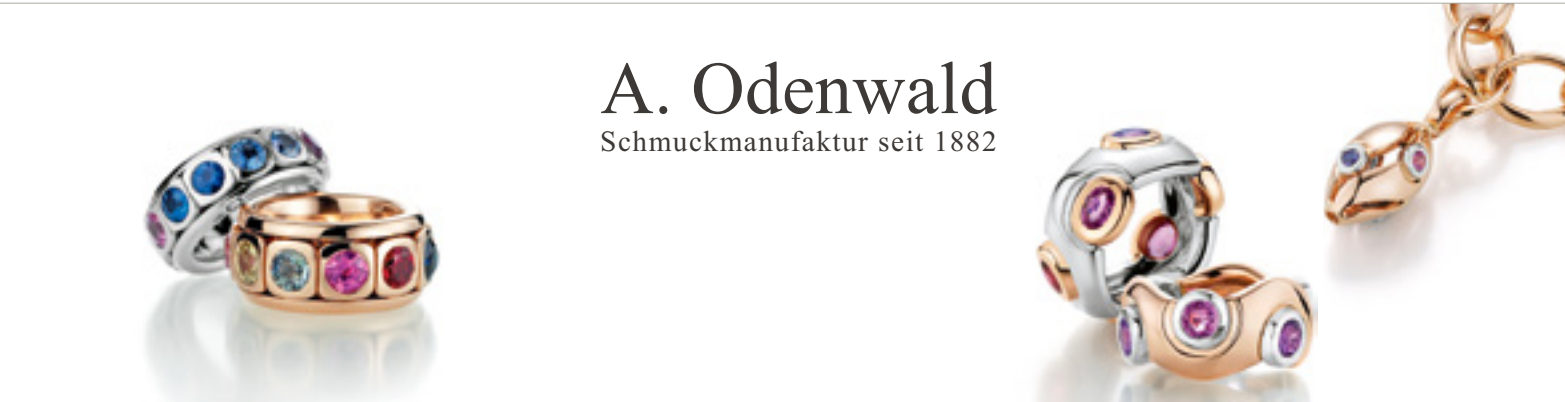


Unsere Autorin Juliane Schröter (36) hat als Linguistin an der Universität Zürich zu Louise Ottos «Frauen-Zeitung» geforscht. Noch bis Ende August ist sie an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften tätig, ab September ist sie Professorin am Institut für Germanistik der Universität Wien. Sie ist verheiratet, Mutter einer 2-jährigen Tochter und pendelt demnächst zwischen Zürich und Wien

ONLINE

Interview mit Juliane Schröter: annabelle.ch/schroeter

Foto: okg-images



A. Odenwald

Schmuckmanufaktur seit 1882

Aarau: Bolliger Schmuck & Uhren - Biel: R. Villiger Uhren & Schmuck - Brugg: Boutellier Uhren & Schmuck - Dielsdorf: Dielsdorfer Goldschmiede - Disentis: Giger Uhren & Schmuck - Gstaad: Bijouterie Villiger - Interlaken: Brand Uhren & Schmuck - Kreuzlingen: Haussener Uhren Bijouterie - Lenzburg: Roland Frey Uhren & Schmuck - Liestal: Bijouterie Thürig - Olten: Adam Uhren Bijouterie - Schaffhausen: Hannibal Uhren AG - St. Gallen: Goldschmied Gut - Vaduz: Ospelt Uhren & Schmuck - Wetzikon: Scholl Uhren & Schmuck - Winterthur: Juwelier Sutter - Zug: Bijouterie Lauener

Zürich: Galli Uhren Bijouterie - Zürich: Bijouterie Stahel www.odenwald.ch - www.odenwald-jewellery.com